Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 60 (1989)

Artikel: Ein Schlosskauf
Autor: Kieser, Rolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918060

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Schloßkauf

von Prof. Dr. Rolf Kieser, New York

Am 4. Mai 1872 erscheint in der *Neuen Zürcher Zeitung* eine Anzeige. Der Sensal von Schultheß-Rechberg bietet «wegen Familienverhältnissen» das Schloß Lenzburg zum Verkauf an. Interessenten können dem Inserat folgende Angaben entnehmen:

Stammsitz der Grafen von Lenzburg, mit ausgezeichnet schöner Lage und herrlicher Rundschau über die Alpen. Das daran liegende Städtchen Lenzburg ist sehr gewerbsam, mit vielen Ressourcen und guten Schulen.

Das Schloß enthält mehrere, in ganz gutem baulichen Zustande sich befindende Gebäude mit großen Räumlichkeiten, bei denen sich laufende und ein Sodbrunnen mit gutem Wasser befinden. Dazu gehören ferner 6 Jucharten ausgezeichnete Reben und 12 Jucharten Wiesen und Äcker.

Dasselbe eignet sich vorzüglich für ein größeres Institut oder industrielles Etablissement, das keine Wasserkräfte erfordert. Preis sehr billig.

Bis zum 1. September 1872 findet sich kein Käufer. Doch am 4. und 6. Januar 1873 schickt Friedrich Wilhelm Wedekind seinem Bruder Theodor zwei Briefe als frischgebackener Schloßherr. Alles, der Kauf und der Umzug der Familie von Hannover nach Lenzburg ist so überstürzt geschehen, daß er erst jetzt Zeit findet, über seinen neuen Besitz und die neue Umgebung zu berichten. Die beiden Briefe sind die einzige erhaltene genaue Beschreibung des Schauplatzes von Frank Wedekinds Jugendjahren aus der Sicht des stolzen Familienoberhauptes und Besitzers. Frank und sein älterer Bruder Armin haben den Vater auf seiner Schweizerreise begleitet. Frank Wedekind ist also von allem Anfang an dabei, als der Vater sich zum Schloßkauf entschließt:

(...) Am 1. Sept. war der Handel abgemacht. Kaufpreis 90 000 francs, halb bar, halb in jährlichen Terminen auf fünf Jahre. Sofort eilte ich mit den Jungens nach Hannover, machte das Geld zur Anzahlung flüssig, packte innerhalb acht Tagen meine sämmtlichen Habseligkeiten ein, expedierte sie in zwei Güterwaggons und war selbst schon am 13. Sept. (...) zurück um zu zahlen und die Dokumente entgegen zu nehmen. Am anderen Tage ging's auf Lenzburg und aufs Schloß um mich daselbst zu installieren, und am 20. Sept. traf auch meine Frau mit den Kleinen ein, nachdem sie einen kurzen Abstecher nach Stuttgart gemacht hatten. Der Grund dieses eiligen Umzuges lag in dem Umstand, daß der Winter sich nahte und ich vor Eintritt desselben eingewohnt sein wollte. Da

sitzen wir nun hier oben auf unserem Bau, den ich am besten mit einem auf einen Topfkuchen gestellten und diesen etwas überragenden (Würfel) vergleichen kann, 1561 Fuß über dem Meere, 464 F. über der von hier oben sichtbaren im breiten Thale vorbeifließenden Aar und 330 F. über dem unmittelbar zu unseren Füßen liegenden Städtchen Lenzburg. Rings um uns herum, selbst jetzt mitten im Winter, ist ein wahres Paradies zu sehen, eine der fruchtbarsten Gegenden der Schweiz, Hügel und Thäler, Äcker und Gehölz, Weinberge und Matten, Obstgärten und Wiesen, Flüsse und Bäche, alles im dauernden Wechsel und dazwischen zerstreut, Städte, Dörfer und Weiler, hier und da überragt von Burgen und Schlössern, während unten neben den dahinstürzenden Wassern große und kleine Fabriken sich erheben und Alles in ihrer Nähe beleben. In weiterer Ferne zieht sich von Osten nach Süden die Riesenkette der Alpen mit ihrem blendendweißen Schnee, welche, obgleich schon uralt und längst über ihre Jugendzeit hinweg, als noch der behaarte Mensch gleich einem Affen in den umliegenden Wäldern umherstrich, dennoch ewig neu und lebhaft frisch sich unserem Anblick darbietet. Von Appenzell an bis zum Berner Oberland sind hier die Hervorragendsten zu sehen, der Säntis, der mächtige Glärnisch, der Titlis, die riesige Jungfrau und ihre Nachbarn Eiger und Mönch. Vom Westen nach Norden zu begrenzt die zackige Jurakette den Horizont.

Von jener Hochalpe weht eine Luft zu uns herüber, so rein und so leicht, daß im Vergleich zu der kohlenstaubigen Atmosphäre von Hannover und anderen großen Städten man balsamischen Äther einzuathmen vermeint.

Die Stadt Lenzburg zählt etwa 2500 reformierte Einwohner, unter welchen Besitzer von großartigen Baumwollspinnereien, Webereien und Kattundruckereien, und treibt verhältnissmäßig viel Handel und Gewerbe, weil die Umgebung wohlhabend und bevölkert ist. Der Charakter dieser Bevölkerung ist freisinnig, aufgeklärt, höflich, zuvorkommend und, wie der aller Schweizer, erwerbseifrig.

Die Eisenbahn von Zürich westlich nach Basel und südlich nach Bern hat eine halbe Stunde von hier die Station Wildegg, wohin zehnmal am Tag ein Postomnibus per vier Gulden à Person geht. Eine zweite Eisenbahn von Basel aus wird jetzt gebaut den Rhein hinauf bis Rheinfelden, natürlich auf Schweizer Seite, darauf gerade weiter nach Stein am Rhein (gemeint ist Stein/Säckingen), dann durch das Frickthal aufwärts und durch einen Tunnel zwischen Linn und Schinznach ins Aarthal hinein und über die Aar nach Lenzburg. Sie wird in anderthalb Jahren fertig sein und soll von hier südlich am Hallwyler See entlang nach Zug und den Gotthard hin fortgesetzt werden, um sie zu einem Glied der demnächstigen Weltstraße des Gotthardtunnels zu machen.

Die Schulen dahier, Gemeindeschule, Bezirkschule und Progymnasium, sind gut und erhalten die Knaben bis zu ihrem vierzehnten Jahre reichlich so guten Unterricht als wie in Hannover, später müssen sie nach Aarau oder Zürich, wohin man ja in einer halben oder ganzen Stunde fahren kann.

Die Umgebung von Lenzburg ist in historischer als auch anderer Beziehung von erheblichem Interesse.[1]

Es folgt ein langer kulturhistorischer Exkurs über die Geschichte des Aargaus seit der Römerzeit, gefolgt von einer pedantisch genauen Be-

schreibung der Gebäulichkeiten auf dem Schloß. Friedrich Wilhelm Wedekinds Epistel erstreckt sich über sechzehn engbeschriebene Seiten. Schritt für Schritt führt er den Bruder Theodor im Gedanken durch sämtliche Räume der Burg, erläutert anhand von beigelegten Fotografien und Stichen deren Zustand, Verwendung und die Umbaupläne, die er mit ihnen hegt. Begeistert schreibt er (und er übertreibt nicht) von den gewaltigen Dimensionen seines Besitzes, der, *wenn man von aller architektonischen Ausschmückung absieht, indem hier nur ein Complex schmuckloser Gebäude vorhanden ist, in Bezug auf Umfang und Lage und der gleichen Höhe über der Umgebung, der Stadt und dem Thal, nämlich etwa um 300 Fuß, noch am ehesten mit dem Heidelberger Schloß zu vergleichen* sei. Er selber hat sich ein Studierzimmer erwählt, das ihm gegen Norden und Süden einen umfassenden Weitblick gewährt: (...) *So komme ich mir zuweilen vor, als ginge ich à la Knipperdolinck in meiner großen Laterne hoch oben in den Lüften...*

Außer den minutiösen Auskünften über den Familienbesitz und seine Umgebung vermittelt uns das Schriftstück eine Ahnung von der Geistesbeschaffenheit dieses eigenartigen Mannes, der Frank Wedekinds Vater gewesen ist. Schon aus dem oben zitierten Abschnitt läßt sich jene seltsame Verbindung zwischen naturfrommer Ergriffenheit und gründerzeitlichem Geschäftssinn herauslesen, die seine Persönlichkeit prägt.

Sein Brief an den Bruder klingt über weite Strecken wie ein Rechenschaftsbericht für einen Geschäftspartner. Die Gründe für den Kauf werden sorgfältig erwogen. Zeugen werden genannt, die die Investition loben. Die Rentabilität des Schloßbetriebes wird anhand einer detaillierten Auflistung der Erträge und Unkosten belegt, der Verkehrswert der Gebäude und der dazugehörenden Ländereien aufgrund des Steueransatzes und der Schätzung von Experten erörtert. Am Schluß kommt Friedrich Wilhelm Wedekind zur befriedigten Erkenntnis, daß er, würde er einen Steinbruch und eine Holzhandlung betreiben, mit dem Materialwert des Schlosses allein den bezahlten Preis herausschlagen könnte.

All diese Berechnungen und die industriell-unternehmerischen Spekulationen auf die *demnächstige Weltstraße, die nach Vollendung des Gotthardtunnels*[2] unmittelbar vorüberziehen werde (was bekanntlich nicht eintraf und deshalb verschiedenen privaten Spekulanten in Lenzburg ihr Vermögen kostete und die Stadt für viele Jahrzehnte an den Rand des Bankrotts brachte), scheinen auf die alten kaufmännisch-kalkulatorischen Reflexe aus der Zeit von Friedrich Wilhelm Wedekinds ersten Grundstückspekulationen in San Francisco hinzuweisen. In Wahrheit will er aber kein gewinnbringendes Unternehmen gründen, sondern einen sorgenfreien Alterssitz erwerben, auf dem er seine nun zahlreiche Familie im Auge behalten und über deren Wohlergehen wachen kann. Der Kauf des Schlosses setzt den Schlußpunkt unter seine unruhigen Wanderjahre. Seine endlich erlangte Seßhaftigkeit bestimmt aber auch die Grenzen der

Mobilität seiner Familie. Vor allem aber bestimmt dieses ungewöhnliche durch den Willen des Vaters erworbene Elternhaus für die nächsten zwanzig Jahre den Lebensstil des dichtenden Sohnes.

Die Bedeutung dieses Habitats für zahlreiche Motive in Frank Wedekinds Dichtung ist bekannt.[3] Seine Tragweite ist aber weit größer als die einer romantisch-eindrücklichen Staffage. Für den jungen Dichter bedeutete das Schloß den lebenslangen Bezugspunkt seines persönlichen und dichterischen Bewußtseins. Es ist der Ort, zu dem er physisch und gedanklich regelmäßig zurückkehrt. Es ist der Hort seiner Gefühle, Erfahrung der Jugendzeit und in allem und über allem dichterische Metapher:

Das Schloß bedeutet ihm Luginsland, Wachtturm und Beobachtungsposten, Podest und Schaufenster, Vaterhaus, Gralsburg und Zwingburg zugleich; Herrensitz, Refugium, Märchenschloß und Verließ, Hort der Tugend und Venusberg, und vor allem: erste Schaubühne, komplett mit dramatischer Kulisse, mit dem festen Ensemble der Familiencharaktere, immerwechselnden Komparsen von nah und fern und unerschöpflichen Stoffen der *comédie humaine,* die sich unter den Mauern und innerhalb derselben ständig abspielt.

Kein anderer Dichter der Neuzeit hat über einen derart dramatischen Schauplatz seiner Jugend, einen ähnlich starken Stimulans seiner Phantasie verfügt. Doch ist die Erkenntnis wichtig, daß Frank Wedekind diese Anregung nicht für das naheliegende, nur Stoffhafte verwendet hat. Er ist, im Gegensatz zu seinen schriftstellernden Jugendfreunden und seinem jüngsten Bruder Donald, nie zum Regional- oder «Heimatdichter» geworden, trotz oder vielmehr gerade wegen der handgreiflichen Naturmotive, die den Vater in beredtem Entzücken schwelgen lassen.

Ein wichtiger Ansatz zum Verständnis von Wedekinds Dichtertum besteht in der Erkenntnis seines Kampfes gegen die Lockungen der Idylle. Lenzburg und sein Schloß werden zu wesentlichen Schauplätzen für die Entstehung einer dichterischen Emanzipation, welche diese Orte und ihre eingängige Klischeehaftigkeit als eine Art Antimetapher zur eigenen künstlerischen Wirklichkeit einsetzt. «Das Schloß» ist bei Wedekind auch ein Gedankengebäude. Wie bei Kafka erscheint es auch bei Wedekind als unerforschliches Labyrinth des menschlichen Bewußtseins, aber auch als steinerne Klammer für den Begriff, der die bürgerliche Welt im Innersten zusammenhält: die Familie.

Robert Musil wird die bürgerliche Familie in seinen Tagebüchern «diesen lächerlichen Überbau der Fortpflanzung» nennen. So muß das eigene Familienunternehmen Frank Wedekind vorgekommen sein: eine Symbiose von sieben extremen Individualisten, pragmatisch zusammengehalten durch das Wirtschaftsmonopol des Vaters, das Management-Talent der Mutter und durch die Ideologie des *spiritus familiaris;* das ist kein

guter Geist, sondern ein totes Gespenst, über das er sich in einem Gedicht lustig macht.

Die Biographen Frank Wedekinds erledigen das Kapitel «Lenzburg» in der Regel mit den naheliegenden Gemeinplätzen aus der Mottenkiste der Romantik. Keiner nimmt sich die Mühe, über dieses Schloßleben nachzudenken, das mehr ist als nur ein Ausflug mit Erfrischungen im Aussichtsrestaurant. Hier vollzieht sich nicht einfach die sonnige Jugend eines privilegierten Bürgersohns. Hier geschieht ein gewaltsamer Eingriff. Hier wird ein Lebensstil verordnet, der aus der Zeit herausfällt, der mit Schmerz verbunden ist, mit Isolation, Absonderung, Fremdsein und Fremdbleiben.

Kadidja, Frank Wedekinds jüngere Tochter, berichtet, wie der alternde Ehemann Friedrich Wilhelm Wedekind, noch in Hannover, von Eifersuchtsanfällen gebeutelt, plötzlich hinter seiner Frau auftaucht, als sie auf der Terrasse die Blumen begießt, weil er sie verdächtigt, mit einem heimlichen Liebhaber Zeichen zu tauschen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß beim Schloßkauf seine tyrannische, besitzergreifende Liebe den Ausschlag gegeben hat. Nun sind sein Glück und seine Habe in Mauern gefaßt. Kein Fremder soll mehr stören. Die Zugbrücke kann heraufgezogen werden.

Für die Kinder ist das Elternhaus ein Käfig und nicht einmal ein goldener. Der Ehemann, besorgt über die wachsende Entfremdung und die Abkühlung der ehelichen Gefühle, will seiner Frau endlich ein dauerndes Heim schaffen, indem er ihr ein Palais zu Füßen legt: *Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir...* Er verspricht sich für sie dasselbe herzerwärmende Wohlgefallen, das ihn selber auf seines Daches Zinnen befallen hat. Als die Familie mit Roß und Wagen, Kisten und Kasten auf dem Schloßberg anlangt, entdeckt Emilie Wendekind, daß es in den Gebäuden keine Wasserleitungen gibt. Sie bricht weinend zusammen. Zeitlebens wird sie von dem «verfluchten Steinhaufen» sprechen. Die Ehe zerbricht endgültig.[4]

Die Frau aber, die Friedrich Wilhelm Wedekind, ein alternder Pygmalion, sich zum Bilde geschaffen hat, wird für ihn ein kühles unnahbares Phantom, eine Brunnennixe, die er mit den Kindern lachen hört, aber nur mit ihnen, nicht mit ihm. Denn nun richten sich seine eigenen Ideale gespenstisch gegen ihn selber. Die Schloßherrin beginnt zu regieren, zu schalten und walten. Ihr gehört die Schlüsselgewalt über das Schloß. Sie organisiert die Wasserzufuhr. Vier Esel werden angeschafft, die täglich Krüge mit frischem Wasser vom nächsten Brunnen hochschleppen. Täglich werden so dem alten romantischen Schwärmer die Mängel seiner Vorsehung und die Tüchtigkeit der Schloßfrau vor Augen geführt. Nach seinem Tode und nach einem kurzen mißglückten Versuch, es gewinnbringend als «Fremdenpension» zu nutzen, verkauft Emilie Wedekind die

Burg so rasch als möglich – nachdem sie sich in unverkennbarer Schlitzohrigkeit zuvor mit der Stadt Lenzburg zusammengetan und mit Hilfe von Steuergeldern die lang entbehrte Wasserleitung hat legen lassen.

Zurück zu Friedrich Wilhelm Wedekind. Der Achtundvierziger Demokrat, so will es die Ironie dieses Schloßkaufes, hat in seinem freiwillig gewählten Exil in der Schweiz einen Lebensstil erkoren, der dem der verhaßten preußischen Junker in nichts nachsteht. Schon seine Briefe an den Bruder Theodor verraten neue herrische Allüren, die in der Praxis den demokratischen Überzeugungen zuwiderlaufen, so etwa, wenn er über die Burgbedienstesten, eine Gärtnerfamilie berichtet: *(Sie) bekommt täglich 1 fr. Lohn (...) nebst freier Wohnung, Pflanzland und Gemüsebau und Verkauf und die Trinkgelder der Fremden, dafür muß man mir aber das nöthige Gemüse liefern, Hof, Garten, Gewächse, Blumen und Obstbäume besorgen, Holz hacken, Wasser tragen und für die Feste mir zu jeder Zeit die Thore öffnen, so daß ich diesen Lohn nicht dem Besitzthum zur Last legen kann.*[5] Er selber reiht sich, indem er seinem Bruder in bildungsbeflissenem Eifer die Geschichte des Schlosses und der Grafschaft Lenzburg bis zur letzten Gräfin Richenza erzählt, in die Reihen der patrizischen Burgherren ein. Seigneurale Lebensart, so meint er, ist die einzige, die den Familienbetrieb auf dem Schloß überhaupt möglich macht. Dazu gehören, das stellt sich erst noch heraus, Knechte, Pächter, Gärtner, Pförtner, Haushälterinnen, Mägde. Den Untergebenen naht er sich mit leutseliger Herablassung: *Jedermann, auch der Schulknabe grüßte mich gleich von Anfang an, jetzt aber laufe ich ihnen den Rang ab und grüße feste zuerst. Den Hut gelüftet und ein «grüß Sie», was gewöhnlich wie Grütze klingt, ist hier Sitte.*[6]

Zur Bewirtschaftung der Äcker und Rebberge holt sich Friedrich Wilhelm Wedekind billige Arbeitskräfte unter den Gefangenen der kantonalen Strafanstalt. Frank Wedekind wird das eindrückliche Motiv des Vaters mit den Sträflingen in seiner Erzählung *Der Brand von Egliswyl* verwenden.

An diesem Punkt wären sowohl mit soziologischen als auch mit tiefenpsychologischen Ansätzen einleuchtende, aber voreilige Schlüsse möglich. Sie sind viel zu schön, um einzig wahr zu sein. Vor allem legen die klassenbewußten Fehlleistungen und die sexualneurotischen Trugschlüsse des Vaters die dichterischen Gegenmanöver des Sohnes nicht frei. Dessen Reaktion auf den Vater ist nur einer, wenn auch vielleicht der wichtigste Impuls für sein frühes Schaffen. Dazu kommen, als Geworfensein, als schockartiger Gegensatz zur hermetischen Vaterburg, die eigene Erfahrung und die Auseinandersetzung der eigenen Geistigkeit mit dem Widerstand der Umgebung. Erst dieser schlägt sich in Dichtung nieder. Vater und Mutter, Schloß und Städtchen sind Ingredienzien dieses Widerstandes, die den angehenden Dichter zu höchsten Anstrengungen des Andersseins zwingen. Diese Burg, dieses Leben, diese Familie, diese Tra-

ditionen leiten eine Radikalität der Ablösung ein, die den Rang und den spezifischen Stil von Frank Wedekinds Dichtung ausmachen. Die lächerliche Überhöhung dieser historisierenden Lebensform, diese Provokation der Einbildung gegenüber den Erfordernissen des Lebens, erheischt vom Dichter Frank Wedekind eine ungeheuer eindeutige Unabhängigkeitserklärung. Hier, im väterlichen Monument der Rechtschaffenheit, im Muff der Ritterburg, unter den Spinnweben des Mittelalters und im Dunstkreis einer schweizerischen Kleinstadt schafft er sein rebellisches Gegenmodell, das von der Befreiung des Menschen aus der Verstricktheit mit seinem musealen Bewußtsein handelt. In Lenzburg, auf der Lenzburg, entsteht ein Kapitel der Moderne.

Anmerkungen

[1] Für ihre wertvolle Hilfe bei der Transkription des vorliegenden Briefes bin ich Frau Dr. Heidi Neuenschwander-Schindler zu herzlichem Dank verpflichtet.

[2] Dieses Ereignis fand 1882 statt.

[3] Siehe z.B. Kutscher in seiner frühesten biographischen Skizze «Frank Wedekinds Leben». In: *Phöbus I (1914) S. 109f. ... «Bei Wedekind begegnen wir dem Schlosse Lenzburg immer wieder, in der Novelle ‚Der Brand von Egliswyl', in den Dramen ‚Schloß Wetterstein' und ‚Franziska'.»*

[4] Mitgeteilt von Kadidja Wedekind Biel. Interview München 12.7.1984

[5] Brief an Theodor Wedekind vom 8. Januar 1873

[6] Ibid.